

Anne Prettin

**SPIEGEL
Bestseller-
Autorin**



DIE VIER GEZEITEN

Roman

lÜbbe

Inhalt

Cover

Über das Buch

Über die Autorin

Titel

Impressum

Widmung

1. Kapitel - Juist 2008, Adda
2. Kapitel - Juist 2008, Helen
3. Kapitel - Juist 2008, Adda
4. Kapitel - Juist 1934, Johanne
5. Kapitel - Juist 1934, Johanne
6. Kapitel - Juist 2008, Adda
7. Kapitel - Dresden 1945, Adda
8. Kapitel - Juist 2008, Adda
9. Kapitel - Juist 1952, Adda
10. Kapitel - Juist 2008, Adda
11. Kapitel - Juist 1952, Adda
12. Kapitel - Juist 2008, Helen
13. Kapitel - Kochel am See 1956, Adda
14. Kapitel - Juist 2008, Helen
15. Kapitel - Juist, Jahreswende 1956/57, Adda
16. Kapitel - Juist 2008, Adda
17. Kapitel - Juist 1934, Johanne
18. Kapitel - Juist 2008, Adda
19. Kapitel - Juist 2008, Helen
20. Kapitel - Juist 2008, Adda
21. Kapitel - Juist 2008, Adda

22. Kapitel - Juist 2008, Helen
23. Kapitel - Juist 2008, Adda
24. Kapitel - Juist 2008, Helen
25. Kapitel - Juist 2008, Adda
26. Kapitel - Juist 2008, Helen
27. Kapitel - Juist 2008, Adda
28. Kapitel - Juist 2008, Helen
29. Kapitel - Juist 2008, Adda
Danksagung

Über das Buch

Die Kießlings gehören zu Juist wie die Gezeiten. Als Patriarch Eduard das Bundesverdienstkreuz erhält, kommen sie alle zusammen: Eduards Frau Adda, die drei Töchter, sowie Großmutter Johanne. Doch in die Generalprobe platzt Helen aus Neuseeland, die behauptet, mit der Sippe verwandt zu sein. Und tatsächlich: Sie ist Adda wie aus dem Gesicht geschnitten. Gemeinsam gehen sie dem Rätsel ihrer Herkunft nach. Denn Adda ahnt: Der Schlüssel zur Wahrheit liegt im familieneigenen Hotel de Tiden, dort, wo vor 75 Jahren alles begann.

Über die Autorin

Anne Prettin ist eine Hamburger Autorin und schreibt Reden für Auftraggeber aus Politik, Wirtschaft und Wissenschaft. Sie studierte Politikwissenschaften und Soziologie in Freiburg, Hamburg und Bordeaux und arbeitete als freie Journalistin für verschiedene Tageszeitungen. Sie ist verheiratet und lebte mit ihrer Familie in Neuseeland, als dieser Roman entstand.

Anne Prettin

Die vier Gezeiten

Roman

l**ü**bb**e**

Vollständige eBook-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Dieser Titel ist auch als Hörbuch erschienen

Originalausgabe

Copyright © 2021/2022 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Dr. Ann-Catherine Geuder, Lübeck

Umschlaggestaltung: www.buerosued.de

Einband-/Umschlagmotiv: © plainpicture/Hartmann + Beese; ©
www.buerosued.de

eBook-Produktion: Dörlemann Satz, Lemförde

ISBN 978-3-7517-0381-9

luebbe.de

lesejury.de

In Erinnerung an Uda Albers (1946-1977)

Juist, 28. September 1978

Liebes Tagebuch,

in 90 Minuten werde ich tot sein. Die Flut ist immer pünktlich. Erst wird das Wasser meine Knöchel, dann meine Knie und Oberschenkel umspülen. Während es unaufhörlich bis zur Hüfte steigt und mich dann vielleicht doch die Angst packt, werde ich einen Punkt am Horizont fixieren, als würde ich nach einem Freund Ausschau halten. Das wird mir helfen. Wenn ich erst einmal brusttief in den Fluten stehe, werde ich auf der sicheren Seite sein. Die Strömung zerrt dann bereits so an meinem Körper, dass die Kraft des Wassers mich entweder erdrückt oder langsam verschlingt. Ich weiß nicht, was mir lieber wäre. In letzterem Falle wird es zunächst etwas in der Brust brennen. Das hat mein Pathologieprofessor gesagt und auch, dass der Tod durch Ertrinken überraschend schnell erfolgt. Von ihm habe ich gelernt, dass eine wissenschaftliche Betrachtung hilft, den Tod zu verstehen.

Ich werde also reflexartig den Atem anhalten, mich verschlucken, husten und erneut Salzwasser schlucken. Ein Teil davon wird durch die Luftröhre in die Lunge gelangen, die daraufhin ihre Pforten schließt. Dumm nur, dass der Würgereflex alles noch verschlimmern wird. Meine Lunge wird sich aufgrund dessen nämlich weiter füllen, weil sie nun dem umliegenden Gewebe Flüssigkeit entzieht. Mit der Folge, dass die Lungenbläschen zusammenfallen und dem Blut keinen Sauerstoff mehr zuführen können. Mein Gehirn wird unterversorgt, mein Kreislauf fährt herunter, und ich werde anfangen zu zittern. Davon bekomme ich aber nichts

mehr mit, denn zu diesem Zeitpunkt wird sich bereits ein Gefühl der Ruhe und Gelassenheit in mir ausgebreitet haben. Ich werde bewusstlos sein, aufhören zu atmen, und mein Herz wird seinen letzten Schlag tun. Dann ist es geschafft.

Ich frage mich, wie es sich anfühlen wird, wenn mein Geist meinen Körper für immer verlässt. Werde ich ein helles Licht sehen, in einen langen Tunnel gesaugt werden und einem strahlenden Stern entgegenschweben?

Die endgültige Antwort darauf bekomme ich bald, sehr bald. Nur berichten kann ich Dir dann nicht mehr davon.

Sie klappte ihr Tagebuch zu, strich über den roten Samteinband und setzte sich an ihren Schminktisch, einen alten Sekretär aus Mahagoniholz. Die Idee mit dem Tagebuch stammte von Onno. *Schreib auf, was du hörst, was du siehst, was du erlebst. Was du willst und fühlst. Vieles wird klarer durchs Schreiben.* Hätte er geahnt, wie klar sie nun sah, er hätte ihr einen anderen Rat gegeben.

Sie blickte durch das kleine Dachfenster ihrer Kammer hinaus auf die schmale Mondsichel am Himmel. In wenigen Stunden würde die Sonne aufgehen und der erste Tag ihres Todes beginnen. Ihr Kopf fühlte sich an, als sei er mit Watte gefüllt.

Selbst wenn sie es sich anders überlegen sollte, würde sie, sobald sie erst einmal im Wasser stand, keine Chance mehr haben, ihre Entscheidung rückgängig zu machen. Dann, wenn sich die harmlosen Priele in breite, reißende Flüsse verwandelt und jeden Rückweg abgeschnitten hätten. Sofort war ihr mulmiges Gefühl wieder da. Aber es half nichts. Wie sollte sie mit der Lüge weiterleben?

Sie tröstete sich damit, in guter Gesellschaft zu sein. Schon viele vor ihr waren »ins Watt gegangen«, wie man auf der Insel sagte.

Langsam öffnete sie die Lade, hob die Sperrholzplatte an, unter der sich der Hohlraum befand, und schob das

Buch bis nach hinten durch.

Sie drückte den Türgriff herunter, und als sie sich umdrehte, kamen ihr zum ersten Mal die Tränen. Nur der Abschiedsschmerz, dachte sie, wischte die Wangen mit dem Handrücken trocken und schlich die Treppen hinunter, vorbei an den Zimmern ihrer Schwestern, ihrer Mutter. Würden sie sie vermissen? Kein Laut war zu hören, bestimmt schliefen alle tief und fest. Sie holte ihr Fahrrad aus dem Schuppen, schwang sich auf den Sattel und radelte die Uferstraße hinunter, an den Häusern im Loog vorbei in Richtung Domäne Bill, raus aus dem Dorf. Das gedämpfte Licht des Mondes leuchtete ihr den Weg. Das Wasser lief auf, und ihr blieb nicht mehr viel Zeit. Schon jetzt kroch die Kälte von den Fußsohlen in ihre Beine. Mit voller Kraft stemmte sie sich gegen den pfeifenden Nordwind. Er blies noch heftiger als am Vortag. Sie liebte den Wind, dieses traurige Heulen, auch wenn es klang wie die Sterbelaute eines Fuchses.

Sie fuhr bis zu der Stelle, die sie sich in Gedanken bereits ausgesucht hatte, einen langen einsamen Schotterweg entlang, auf dessen rechter Seite die Dünen lagen, linker Hand, zur Landseite hin, die graugrünen Salzwiesen, wo das Wattenmeer begann. Auf Höhe des Hammersees war sie am Ziel. Um diese Zeit verirrte sich keine Menschenseele hierher. Nur die Möwen ließen ihr Kreischen hören.

Der Himmel war sternenklar. Sie hörte vom Strand hinter den Dünen die Brandung tosen. Der Leuchtturm von Memmert durchbrach das ebene Panorama in der Ferne als dunkle Senkrechte. Sie stieg vom Fahrrad und schob es über die Wiese. Der Geruch von Salz stieg ihr in die Nase. Jetzt war es also so weit.

Sie zog die festen braunen Lederschuhe aus und stellte sie in den Fahrradkorb. Es sei gut, den Blick vom Gezeitentümpel zu den Sternen schweifen zu lassen und dann wieder zurück, hatte John Steinbeck geschrieben.

Also blickte sie zu den Sternen, wieder zurück zum Watt, ohne zu wissen, wofür es gut sein mochte, und marschierte im Tempo der auflaufenden Flut zur nächsten vorgelagerten Plaat. Dann wartete sie.

1. Kapitel

Juist 2008, Adda

Adda wusste, wie sehr ihr Mann sich um eine gute Wirkung bemühte. Es lag nicht allein an der Auswahl seiner Kleidungsstücke, dem dunkelgrauen Nadelstreifenanzug mit der frischen gelben Nelke im Reversknopfloch, dem blau-weißen Einstecktuch und den handgefertigten Budapestern. Die trug Eduard jeden Tag – ein Hauch Exzentrik, den er sich gönnte. Es war vor allem sein Habitus, die Art, wie er jedes einzelne Wort seiner Rede kraftvoll betonte, während er mit ausgebreiteten Armen und federndem Gang die Bühne des großen Festsals abschnitt, von einem Ende zum anderen, als wollte er sie beschlagnehmen. Der Testlauf für seine Ordensverleihung in vier Tagen verlief reibungslos. Man hätte meinen können, der Saal sei bereits proppenvoll mit Gästen, so wie Eduard aus sich herausging. Mit achtzig Jahren war er noch voll da.

»Ich bin nicht der Erste, der sich für das Überleben unseres schönen Wattenmeers eingesetzt hat. Aber der Erste in der Geschichte Juists, der dafür von der Bundesrepublik Deutschland ausgezeichnet wird«, sagte Eduard jetzt mit tönender Stimme.

Er hatte über jedem einzelnen Satz seiner Rede gebrütet, Formulierungen verworfen, neu verfasst. Adda hatte ihn überzeugt, den Verdienstorden, den es in verschiedenen Abstufungen gab, in seiner Rede nicht explizit zu benennen. Sie wollte vermeiden, dass ihr Mann andere Ordensträger von der Insel degradierte. Es wussten

ohnehin alle, dass ihm das Große Bundesverdienstkreuz verliehen werden würde, die höchste Ordensstufe, die jemals Einzug in ein Juister Haus gehalten hatte. Zu ihrer Überraschung hatte Eduard ihr zugestimmt. Bei der Planung der Feierlichkeiten ließ er sich jedoch nicht hineinreden, die würden die Ausmaße eines Staatsbanketts annehmen.

Eduard bestand darauf, die Feier im familieneigenen Hotel de Tiden auszurichten. Von Adda verlangte er, das Haus herauszuputzen, als sei es eine Braut vor der Vermählung. Allerdings ohne ihr dabei freie Hand zu lassen. Ständig änderte er seine Wünsche für die Gestaltung der Tischkarten, die Farbe der Blumenarrangements oder die Zusammensetzung des Dessertbuffets. Adda, die der Meinung war, dass es auch Tee und Rosinenstuten getan hätten, wusste nicht mehr, wo ihr der Kopf stand.

Die Generalprobe hatte Eduard im Kreise der engsten Familie und im Festsaal angesetzt, dort, wo sonst Hochzeiten oder goldene Konfirmationen ausgerichtet wurden. Das dunkle Holz der Deckenvertäfelung und das Fischgrät des Parkettbodens hatten etwas Erdrückendes, dachte Adda nicht zum ersten Mal. Eigens für die Feier hatte sie die Dielen wienern, die vergilbten hellbraunen Spitzenvorhänge durch moderne weiße Gardinen ersetzen und auf Geheiß Eduards alle zweihundert Stühle aufpolstern und mit weißem Stoff beziehen lassen. Wer nicht gut säße, hatte er gesagt, blase keine guten Töne. Die Sitzordnung hatte ihr Mann so arrangiert, dass in der ersten Reihe mittig der Ministerpräsident Platz nehmen würde, zu ihrer Rechten und Linken Johanne, Adda und ihre drei gemeinsamen Töchter.

Die jüngste der Schwestern war noch nicht aufgetaucht, die beiden älteren, Frauke und Theda, saßen schon auf ihren Plätzen, zwischen und neben ihnen leere Stühle. Adda hatte sich für die Probe einen Hocker neben den

Rollstuhl ihrer Mutter gestellt, die mal wieder in einer Art Dämmerenschlaf versunken war. Was beneidete Adda sie jetzt darum!

Für einen Moment war nichts zu hören außer dem vertrauten Klappern der Pferdehufe auf den Pflastersteinen des Weges, der am Hotel vorbeiführte, dann fuhr Eduard fort:

»Dabei bin ich nicht einmal ein echter Juister, sondern – in aller Bescheidenheit – nichts weiter als ein Badegast, ein Zugereister, ein Binnenländer. Das ist mal sicher – oder, wie wir Ostfriesen sagen, gebürtig oder eingemeindet: Daar kannst up an!«

Frauke und Theda zwinkerten ihm zu und applaudierten, woraufhin ihr Vater lächelnd eine Verbeugung andeutete.

Adda konnte nicht anders, sie ärgerte sich über seine Koketterie. Als würde ihm, »dem Inselmacher«, noch irgendwer die Nichteingesessenheit vorwerfen. Mehr Juister als Eduard ging doch gar nicht.

Sie fächelte sich Luft zu. Seit Wochen nicht ein Tropfen Regen, kein Hauch Wind. Nichts als Sonnenschein, fast unbarmherzig, der den dunklen Raum mit gleißendem Licht erhellte und aufheizte. Jetzt, wo die Strahlen ungebremst durch die frisch geputzten Fenster fielen, sah sie, wie der Staub im Licht wirbelte und auf den Deckenlampen schimmerte. Hübsch anzusehen zwar, aber die Zimmermädchen würden mit dem Mikrofasertuch nacharbeiten müssen. Gleich im Anschluss an die Probe wollte Adda sie anweisen.

Eduard hustete, räusperte sich, hielt sich die Hand vor den Mund.

»Trockene Luft hier drinnen«, sagte er mit rauher Stimme und setzte sich auf einen Schemel. Wie auf Kommando sprang Theda auf und brachte ihrem Vater ein Glas Wasser. Adda öffnete derweil ein Fenster. Salziger, leicht fischiger Geruch vom Meer stieg ihr in die Nase.

Eine Möwe, die sich auf dem Fenstersims niedergelassen hatte, flog laut schreiend auf. Erschrocken trat Adda einen Schritt zurück, doch Eduard nahm keinerlei Notiz davon.

Er hob das Glas, bevor er es mit einem Schluck leerte.

»Theda!«, erinnerte er seine Tochter mit strenger Miene, als sie keine Anstalten machte, es ihm wieder abzunehmen. »Das Glas!«

Theda zuckte zusammen und lief rot an, wie jedes Mal, wenn ihr Vater sie anfuhr. Wie sehr Theda sich von ihrer Jüngsten unterschied, dachte Adda. Marijke scherte sich nicht um Eduards Befindlichkeiten. Gestern Abend war sie mit der Fähre angereist, aus New York, Rio oder Sydney, jede Woche ein neuer Ort – Adda hatte längst die Übersicht verloren. Seit dem Zubettgehen war sie nicht wieder aufgetaucht, dabei war ihr der Termin für den Probelauf wohlbekannt – wie auch das Wesen ihres Vaters.

Auf die Minute pünktlich wollte er sie alle auf ihren festen Plätzen sitzen sehen, damit Schlag dreizehn Uhr angerichtet werden konnte. Nicht einmal während der großen Sturmflut von 1962 hatte er sein Mittagessen verschoben. Was soll's, dachte Adda. Marijke hatte ein bisschen Ruhe verdient.

Seit einem Jahr war sie nicht mehr zuhause gewesen, zu viele Ausstellungen in zu vielen Ländern. Momentan lebte sie in Kalifornien. Adda freute sich darauf, mit ihrer Tochter ins Watt zu spazieren, wie früher, und Strandkrebse zu fangen. Mit Weißwein, Knoblauch und Kabeljau zubereitet, würden sie eine Fischsuppe kochen, so wie Marijke sie liebte. Kaum hatte sie diesen Gedanken gefasst, tauchte ihre Tochter in der Tür zum Saal auf und warf ihrer Mutter und den Schwestern einen Handkuss zu. Sie blieb stehen, als wollte sie den Anwesenden genügend Zeit geben, ihrer gewahr zu werden.

»Dieser furchtbare Jetlag«, sagte Marijke. »Je älter ich werde, desto schlimmer wird es.«

Mit ihrer Größe von 1,80 Meter überragte sie Adda und Eduard um Kopfeslänge. In den engen blauen Jeans, der cremefarbenen Seidenbluse unter dem blauen Blazer und mit den dunklen, schulterlangen Locken sah sie aus wie ein junges Mädchen, das schmale Gesicht immer noch faltenlos, die Lippen voll und rot. Nur die feinen Linien zwischen Nasenflügel und Mundwinkel ließen erahnen, dass sie mit ihren Mitte vierzig die Jugend bereits hinter sich gelassen hatte.

Während die zwei älteren Töchter Äußerlichkeiten nicht viel Bedeutung beimaßen, hatte Adda, chic gekleidet wie ihre Jüngste, dem Pragmatismus der Allwettertauglichkeit noch nie viel abgewinnen können. Frauke und Theda trugen das typische Sommer-Inseloutfit: graue Dreiviertelhosen zu karierten kurzärmeligen Blusen, die dunkelblonden Köpfe von wetterfesten Kurzhaarschnitten gerahmt. Wären Augenfarbe und Körperbau nicht unterschiedlich gewesen, man hätte die beiden kaum auseinanderhalten können. Theda war noch immer sehr schlank, Frauke dagegen hatte die überschüssigen Kilos nach der Geburt ihres Sohnes vor knapp dreißig Jahren bis heute nicht loswerden können. *Mein Sohn hat mich meine Schönheit gekostet*, sagte sie gern, *und mein Ex-Mann meine inneren Werte*. Die Scharfzüngigkeit hatte sie von Addas Mutter Johanne geerbt.

»Was kann wichtiger sein«, bemerkte Frauke nun ohne eine Spur von Ironie, »als Vaters Proberede für die Entgegennahme seines Verdienstkreuzes?«

Marijke strich Frauke über die Wange, bevor sie auf die Bühne stürmte und ihren Vater anlächelte. »Die Rede für die Entgegennahme seines Verdienstkreuzes!«

Adda schüttelte belustigt den Kopf. Und auch Eduard musste lächeln.

»Dann lass hören, wie der Retter des Wattenmeers den Bundespräsidenten an die Wand redet«, forderte Marijke

ihren Vater auf, ohne zu wissen, dass sie damit einen wunden Punkt traf.

Adda warf Eduard einen schnellen Blick zu. Hoffentlich regte er sich jetzt nicht wieder auf! Dann würde die ganze Litanei von Neuem beginnen. Seit er erfahren hatte, dass er nicht auf den ersten Mann im Staate zählen konnte, hatte Eduards Freude über seinen Triumph einen empfindlichen Dämpfer erfahren. Es wurmte ihn, mit dem Rangniedereren vorliebnehmen zu müssen, selbst wenn er in derselben Partei war.

Das Beste war dann, ihn klagen zu lassen, Zustimmung zu nicken und auf Durchzug zu stellen. Doch half das nur bedingt gegen sein Lamento, wie stiefmütterlich die Natur selbst, aber auch ihre Geschöpfe von der Politik behandelt wurden. Was müsse er denn noch alles tun, um eine Einladung nach Bellevue zu ergattern? Reiche es nicht, den Lebensraum für Millionen von Fischen, Muscheln, Krabben, Kegelrobben und Seehunden gerettet zu haben, dazu den Urlaub von Hunderttausenden Touristen?

Deutschland ist des Deutschen liebstes Urlaubsland, würde es doch immer heißen. Habe auch nur einer von diesen Deutschen denn Lust, in einer verdreckten Brühe neben toten Seerobben zu planschen und sich danach einen Ölfilm vom Körper zu schrubben? Adda hatte ihn schließlich gebeten, den Orden als das zu nehmen, was er war: eine der höchsten, wenn nicht die höchste Ehrung, die einem engagierten Bürger in diesem Land zuteilwerden konnte.

Zu Addas Erleichterung hatte er sich daraufhin wieder beruhigt. Es gab ohnehin nur wenig, das ihn aus der Ruhe bringen konnte. Denn die Welt gehörte ihm; zumindest die Welt, die er sich erschaffen hatte, sein Königreich, die Insel Juist, die beliebteste Ferieninsel im ganzen Wattenmeer, dessen inoffizieller Herrscher er noch immer war: Dr. Eduard Kießling, Hotelier, Großgrundbesitzer, Bürgermeister a.D., Aktionär der Fährlinie Juista, erster

Vorsitzender des Segelclubs und Gründungsmitglied des Flughafenvereins.

»Alle Wege führen nach Juist, aber nur über mich«, witzelte er gern. Und er hatte nicht ganz unrecht: Als Adda mit ihrer Mutter ein paar Jahre nach dem Krieg auf die Insel gekommen war, war Juist von der Welt noch so gut wie abgeschnitten gewesen. Nur unregelmäßig hatte ein Schiff die Insel angefahren – allein die Idee eines von Kurgästen frequentierten Flughafens war abwegig –, und die Pensionen und Hotels waren gerade erst die Besitzer losgeworden. Samt Mobiliar.

Eduard erhob sich schwungvoll, betrat erneut das Rednerpult, als sei es ein Siegerpodest, und riss dem kleinlauten Tontechniker, der eigentlich Kutscher war, grob das Mikrofon aus der Hand. Er blickte in die erste Stuhlreihe, in der Marijke inzwischen ihren Platz eingenommen hatte, lachte den Anflug von Verärgerung weg und griff die Bemerkung seiner Tochter auf:

»Wenn der Bundespräsident also dringendere Termine hat«, wick er von seinem Redemanuskript ab und machte mit seiner freien Hand eine bedauernde Geste, »dann nehme ich das hübsche Stück Blech gerne auch aus Ihren werten Händen in Empfang, Herr Ministerpräsident. Wer einen Landesvater nicht ehrt, ist des Verdienstkreuzes nicht wert.«

Eduard zwinkerte in Richtung des leeren Stuhls, auf dem der Landesvater Platz nehmen würde, und lachte spitz. Offenbar zufrieden mit seiner neuen Formulierung, drehte er den Kopf zu Adda. »Besser?«

Adda nickte stumm und hoffte, dass sich der Scherz dem Publikum erschließen würde. Sie hatte nie verstanden, warum Eduard so begierig auf ihren Zuspruch war. Wo er doch eigentlich meinte, sein Bauch sei der beste Berater.

»Das Gleiche gilt für die Familie, ohne die ich heute nicht hier wäre.«

Er bedachte Adda mit einem zärtlichen Blick. Sie seufzte leise.

»Da wäre zuallererst meine Tochter Frauke, der ich meinen einzigen Enkel Arne verdanke.«

Ehrliche Rührung stand in Fraukes blassblauen Augen.

Seit sie sich hatte scheiden lassen, hatte sie Eduards Meinung nach ihm nicht mehr viel Anlass zu stolzgeschwängerten Äußerungen gegeben. War da jetzt ein Anflug von Triumph in ihrem Blick, mit dem sie ihre kinderlosen Schwestern bedachte? Adda war sich nicht sicher. Marijke schüttelte unmerklich den Kopf, während Theda sich um ein Lächeln bemühte. Doch ihr Kinn zuckte, und Adda wusste genau, mit welchen Gefühlen ihre Tochter in diesem Moment zu kämpfen hatte. Warum musste Eduard nur bei jeder Gelegenheit darauf herumhacken, dass Theda nie geheiratet und keine Kinder bekommen hatte? Hatte sie nicht auch um ihrer Eltern willen auf all das verzichtet? Um ihnen den Rücken freizuhalten, als sich das Unglück über die Familie gelegt hatte?

Eduards Blick wanderte zu Theda. In wohlwollendem Ton fuhr er fort:

»Nicht zu vergessen meine liebe Theda, die immer um mein Wohl bemüht ist. Du hättest eine wunderbare Ehefrau abgegeben.«

Theda sah ihren Vater unbewegt an und senkte den Kopf, während Marijke sich aufrichtete, in Erwartung der ihr zgedachten Worte.

»Und meine Jüngste, Marijke«, fuhr er fort und schnalzte mit der Zunge, »von der keiner jemals gedacht hätte, dass aus ihr eine so bekannte Fotografin werden würde, so erfolgreich, dass sie sogar unsere Kanzlerin ablichten durfte.«

An dieser Stelle warf Eduard erneut einen provokativen Blick auf den leeren Stuhl des Ministerpräsidenten. Dann schaute er auf Johanne, die noch immer schlief.

»Nicht zuletzt danke ich Johanne, meiner lieben Schwiegermutter, die mit ihrer herzlichen und fürsorglichen Art Tausende von Gästen glücklich gemacht hat.«

Marijke lachte laut auf. »Wem willst du das denn weismachen, Vati?«, fragte sie. In dem Moment klingelte ihr Handy. »Da muss ich ran«, sagte sie achselzuckend und verschwand durch den schmalen Spalt der Ziehharmonikatür in den angrenzenden Raum.

Das Klingeln hatte Johanne aus ihrem Schlummer geweckt, und sofort polterte sie los: »Zum Teufel nochmal, ist hier jetzt mal Ruhe mit dem Geschwätz!«

Alle kicherten. Nur Eduard wartete mit steifer Miene, bis seine Familie sich beruhigt hatte, und sprach nach einem ausgedehnten Moment der Stille weiter: »Du, liebe Johanne, hast mir den allergrößten Schatz anvertraut: meine geliebte Adda, der ich mein zweites Leben verdanke.« Eduard hielt inne, sah Adda an und fuhr dann fort: »Seit dem Moment, als ich dich das erste Mal sah, habe ich dich nicht mehr aus meinem Herzen gelassen.« Er nestelte an seiner Boutonnière, wie er die Einsteckblume nannte, die er in Erinnerung an ihre erste Begegnung täglich trug. Damals hatte Adda einen Strauß Nelken in der Hand gehalten und ihm aus Versehen vor die Füße geworfen. Seit ihrer Heirat legte er großen Wert darauf, stets ein Exemplar ihrer Lieblingsblume am Revers zu tragen, *immer frisch, wie meine Liebe zu dir*. Bis heute hatte er keine Ahnung, dass Adda Nelken hasste.

»Mit deinen langen braunen Haaren und den veilchenblauen Augen, in diesem blau gepunkteten Kleid sahst du aus wie das Mädchen meiner Träume.«

Sie wusste nicht, wo sie hinschauen sollte. Unwillkürlich strich sie sich über ihren dunkel getönten Bob, nahm die Brille ab und drehte sie hin und her. Eduard irrte sich. Adda erinnerte sich zwar daran, einmal ein blau gepunktetes Kleid besessen zu haben, aber da war sie noch

ein Kind. Träume sind etwas für die Nacht, dachte sie, als es an der Tür klopfte. Eduard rief ungehalten: »Herein!« Die Tür wurde schwungvoll geöffnet. Im Rahmen stand eine junge Frau, die genauso aussah, wie Eduard Adda soeben beschrieben hatte, nur dass sie statt eines Sommerkleides Shorts und Top trug und statt eines Blumenstraußes ein Handy in der Hand hielt.

»Entschuldigen Sie die Störung«, sagte sie mit einem leicht englischen Akzent. »Ich bin Helen.«

Adda sah die Fremde mit unverwandtem Blick an und spürte, wie ihr Herz einen Augenblick lang aussetzte. Auch ihre Töchter starrten die junge Frau mit offenen Mündern an.

»Zieh dir was Anständiges an, Adda!«, keifte Johanne in das Schweigen hinein und sah Helen verärgert an. »Wir Locks kommen aus einem guten Stall und kleiden uns nicht wie Dirnen.«

2. Kapitel

Juist 2008, Helen

Helen stand einen Moment einfach nur da, wie festgefroren, mitten auf der Türschwelle. Die Menschen im Raum starrten sie an, als sei sie ein seltenes Reptil. Sie fühlte, wie sich ihr Puls beschleunigte, und wich einen Schritt zurück. Am liebsten hätte sie auf der Stelle kehrtgemacht, wäre direkt wieder abgehauen, ohne Erklärung, ohne Entschuldigung. Doch sie blieb. Jetzt erst recht. »Adda« hatte sie die alte Dame im Rollstuhl genannt - das war der Name, der auf dem Foto stand. Sie war auf der richtigen Spur.

Eine herrische Stimme erklang. »Was kann ich für Sie tun?« Der alte drahtige Mann stieg von der Bühne und kam langsam auf sie zu, vorbei an etlichen Stuhlreihen. Von seiner Stirn tropften Schweißperlen und rannen ihm über die Nase. Ihre Blicke kreuzten sich für einen kurzen Augenblick, er runzelte die Stirn. Irritiert. Schwer atmend ließ er sich auf einen Stuhl fallen. Eine schlanke kurzhaarige Frau mittleren Alters trat schnell zu ihm und fasste ihn an der Schulter.

»Lass das, Theda!« Er schüttelte ihren Arm ab und erhob sich schwungvoll.

»Mein Name ist Helen Burns«, beantwortete sie hastig seine Frage. »Ich suche eine Adda.«

Hastig kramte sie in ihrem Rucksack nach dem Foto. Ihre Adoptivmutter hatte es ihr gegeben, kurz vor ihrem Abflug. Das Einzige, was Helen von ihrer richtigen Familie besaß, und der einzige Hinweis auf ihre leibliche Mutter. Es

zeigte ein kleines Mädchen auf einem hölzernen Umkleidewagen am Strand. Im Hintergrund sah man das Meer. Das Mädchen trug ein dunkles Kleid, helle Kniestrümpfe und Sandalen, hatte dunkle Zöpfe und lachte in die Kamera. Auf der Rückseite des Bildes hatte jemand in sperriger Schrift *Adda, Juist 1943* notiert.

»Diese Frau«, sagte Helen und reichte der Frau namens Theda das Foto, während alle Anwesenden neugierig näher kamen. Auf einmal fühlte Helen sich wie eingekesselt.

»Das ist unsere Mutter ...«, setzte Theda an, als plötzlich die ältere, gut gekleidete Frau um Mitte sechzig mit zitternder Hand nach dem Foto griff.

»Diese Ähnlichkeit«, sagte sie leise. Als sie den Blick hob, sah Helen in die gleichen veilchenblauen Augen, die ihr jeden Morgen im Spiegel entgegenblickten. Helen hatte das Gefühl, ihren eigenen Atem zu hören. Es war, als würden sie einander erkennen, ohne sich zu kennen, und im selben Moment schossen ihr Tränen in die Augen. Rasch wandte sie den Kopf zur Tür. Sie holte tief Luft, und das Gefühl der Erschütterung verging glücklicherweise so schnell, wie es gekommen war.

»Das bin ich«, sagte die Frau endlich. Sie streckte dem Mann das Foto hin. »Schau doch, Eduard.«

»Unsinn, Adda«, blaffte der, ohne auch nur einen Blick darauf zu werfen.

Helens Herz schlug wie wild. Adda. Das war tatsächlich Adda, die Frau, vielmehr das Mädchen auf dem Foto.

Eine dritte Frau mit kurzen Haaren riss Adda das Bild aus der Hand und warf einen flüchtigen Blick darauf. »Woher haben Sie das?«, fragte sie und musterte Helen aus zusammengekniffenen Augen.

Helen holte tief Luft. »Dieses Foto lag bei den Dingen, die man mir als Säugling mitgegeben hat. Ich komme aus Neuseeland, bin dort aufgewachsen. Und nun ...« Sie stockte. »... will ich meine leiblichen Eltern finden.«

Die Frau lachte spöttisch auf. »Lass gut sein, Frauke«, sagte Adda mit brüchiger Stimme, doch die rief: »Und Sie glauben nun, nur aufgrund eines uralten, unscharfen Bildes, dass Sie ausgerechnet von unserem kleinen Juist ans andere Ende der Welt wegadoptiert wurden, weil man in Deutschland nicht weiß, wohin mit den ganzen Babys? Erscheint Ihnen das nicht selbst ein wenig absurd?«

Helens Halsschlagader pochte. Himmel, was sollte sie darauf antworten?

Ein Gong ertönte. Theda trat einen Schritt nach vorne und fragte mit leiser Stimme: »Vati, was hältst du davon, wenn wir den Dorsch ausnahmsweise ein paar Minuten länger in seiner Suppe schwimmen lassen? Mutti ist ganz fahl!«

Mit einem Mal bäumte sich die alte Frau im Rollstuhl auf. »Die Mittagsstille verschieben? Doch nicht Eduard. Der ist so flexibel wie das Holz einer Dresdner Eiche!«

»Red' nicht so einen Unsinn, Johanne«, sagte Eduard, Helen noch immer fest im Blick. »Etwas im Magen wird Adda guttun. Wir gehen«, sagte er. »Und Sie bitte auch.«

Ohne von der Aufforderung ihres Mannes Notiz zu nehmen, murmelte Adda: »Ich kenne das Bild nicht, aber ich erinnere mich an den Tag, als es aufgenommen wurde.« Theda legte ihr eine Hand auf die Schulter, und Adda fuhr fort: »Es war im Krieg, der Strand war menschenleer. Morgens haben wir meinen Großvater beerdigt, und abends sind wir wieder zurück nach Dresden.«

Im gleichen Moment begann die Großmutter laut zu singen. Ihr Blick flackerte dabei ruhelos zwischen Adda und Helen hin und her, als könnte er sich nicht entscheiden, welche von beiden er festhalten sollte.

»Hausmeister Ehlers ist jeden Abend blau, und wenn der nicht betrunken ist, dann haut er seine Frau. Und jetzt ist er so tot wie sein Sargnagel.«

Sie ließ den Kopf genauso überraschend wieder sinken und verstummte. Für einen Moment hatte sie ganz klar

gewirkt, dann, im nächsten, war es, als würde sich ein Schleier über ihre Augen legen und sie im Nebel ihrer Vergangenheit entschwinden.

»Tja, wo es etwas zu holen gibt, kreisen die Möwen«, sagte Frauke in sachlichem Ton. »Warum tauchen Sie gerade jetzt auf, ausgerechnet zur großen Feier, wo alle Zeitungen über unsere Familie berichten?«

Helen merkte, wie sie rot anlief. Sie war doch nicht gekommen, um alles auf den Kopf zu stellen, sondern nur, um dem einzigen Hinweis nachzugehen, den sie hatte!

»Und durch Zufall landen Sie im Hotel de Tiden?«, fuhr Eduard dazwischen und ging mit finsterer Miene zur Tür, die Pfeife in der Hand.

»Mich hat kein Zufall hierhergebracht«, sagte Helen. »Ich wohne in diesem Hotel.«

Die Anwesenden wechselten Blicke - erschrockene, ungläubige, irritierte.

»Da bin ich wieder«, ertönte plötzlich eine kräftige Stimme. Helen drehte ihren Kopf und sah, wie eine große, schlanke Frau mit einem fast gemeißelt schönen Gesicht aus einer Zwischentür trat.

»Wir haben Nachwuchs bekommen, Marijke«, sagte Frauke und trat einen Schritt zur Seite, um den Blick auf sie freizugeben. »Das ist Helen, die behauptet, mit uns verwandt zu sein. Bist du zufällig ihre Mutter?« Sie lachte höhnisch.

Marijke blieb stehen, starrte sie an wie ein Gespenst und schüttelte den Kopf. Auch sie sah offenbar die Ähnlichkeit sofort, dachte Helen, auf einmal hoffnungsvoll.

»Bist nicht tot, meine kleine Adda! Bist nicht tot, mein Gustav!« Johannes schrille Stimme riss sie aus den Gedanken. Sie sah, wie die alte Frau sie anstarrte und am ganzen Körper zuckte wie bei einem epileptischen Anfall. Ihr Gesicht verzog sich vor Schmerz, und sie fasste sich an den Bauch.

Adda eilte Johanne zu Hilfe. Leise redete sie auf sie ein und streichelte ihre Hand, bis sie sich wieder beruhigt hatte. Dann drehte Adda sich zu Helen und sagte: »Es tut mir leid, meiner Mutter geht es nicht gut.« Helen schluckte den Kloß in der Kehle hinunter und nickte.

Frauke öffnete die Tür. »Wir gehen!«, rief sie und marschierte voran, gefolgt von den anderen. Marijke blieb kurz in der Türschwelle stehen und sagte: »Ich bin übrigens Marijke.« Dann verschwand auch sie, und Helen blieb zurück.

Einen Augenblick stand Helen nur da und spürte schmerzhaft den Schlag ihres Herzens. Nach ein paar Minuten wurde ihr Atem langsam ruhiger. Was sollte sie jetzt machen? Ihre Mutter hatte ihr über eine Internetplattform ein Zimmer in diesem Hotel reserviert. Sie mochte es, aber unter den gegebenen Umständen hielt sie es für besser, etwas auf Abstand zu gehen oder einfach wieder abzureisen. Zuerst einmal brauchte sie aber frische Luft und ein paar Schritte Bewegung, eine kurze Flucht von dieser Familie und allem, was mit ihr zusammenhing. Sie musste ihren Kopf freikriegen.

An der Hoteltür kam ihr der Wattführer Onno entgegen und blieb kurz stehen. »Nicht so gut gelaufen, was?«, sagte er mit sanfter Stimme und blickte ihr in die Augen. Prompt kamen ihr die Tränen. Sie schüttelte den Kopf und rannte ohne ein weiteres Wort davon.

Er hatte sie vor nicht einmal einer halben Stunde zu den Kießlings geführt.

Gleich nach dem späten Aufstehen hatte sie Gisela von der Rezeption nach jemandem gefragt, der viele Leute kannte - offiziell, weil sie eine Geschichte über die Insel schreiben wollte. Nachdem sie in den ersten Tagen nach ihrer Ankunft mit dem Jetlag zu kämpfen und ihr Zimmer nicht ein einziges Mal verlassen hatte - selbst das Essen hatte sie sich aufs Zimmer bringen lassen -, fühlte sie sich

an diesem Morgen endlich bereit, sich um den eigentlichen Grund ihres Kommens zu kümmern. »Ach wat, hier kennt jeder jeden«, hatte die dralle Blondine hinterm Tresen gesagt. »Aber wenn Sie jemanden brauchen, der alle kennt, denn gehen Sie zu Wattführer Onno.«

Sie war die Strandstraße an roten Backsteinhäusern entlanggeschlendert. Das Geklapper der Pferdehufe und Kutschenräder hallte auf dem holprigen, vor Hitze dampfenden Kopfsteinpflaster. Vor dem Eingang eines großen Eckgebäudes, an dessen Hauswand Glaskästen mit den Nachrichten der Insel angebracht waren, hatte sich eine längere Schlange gebildet. Über der Tür stand in grünen, verblassten Buchstaben *Rathaus*. Die Menschen, die davor warteten, wirkten entspannt und zufrieden. Sie lachten und schwatzten miteinander wie bei ihr zuhause. Vielleicht weil auch dieser Tag wieder so sonnig begonnen hatte und man bei jedem Atemzug die Weite der See fühlte.

Schnurstracks setzte sie ihren Weg zum Nationalpark-Haus fort. Hinter dem Schiffchenteich, auf dem ein paar Kinder ihre kleine Segelbötchen fahren ließen, und dem Kurplatz, in dessen Mitte in einer Konzertmuschel eine Handvoll Musiker in grauen Hosen, weißen Hemden und quer gestreiften Krawatten zum Vormittagskonzert mit Operettenmelodien aufspielten, bog sie rechts ein.

Sie passte den Wattführer ab, als er gerade die Tür zuschloss. Auch er sah sie an, als würde er einen Geist sehen.

»Komm mit, min Deern«, hatte er mit einem Blick auf das Foto von Adda gemurmelt, und sie zu ihrer Verwunderung mit seinem Fahrrad zurück zum Hotel de Tiden gebracht. An der Tür zum Festsaal hatte er sie verabschiedet mit den Worten: »Hier bist du richtig.«

Doch anscheinend sah nur er das so.

Die abweisende Kälte der Familie schockierte sie. So weit weg von ihrem Zuhause fühlte sie sich allein,

mutterseelenallein. Ein Wort, das es auf Englisch so nicht gab, dachte sie.

An einem Fischwagen bestellte sie bei einem grimmig dreinblickenden Verkäufer in Matrosenhemd ein Matjesbrötchen. Er hatte kein Lächeln und Wort für sie übrig. Stattdessen musterte er sie mit solch finsterem Blick, als hätte sie ihn nach seinem Angelschein gefragt. Sie wollte gerade gehen, da knallte er ihr stumm das Brötchen auf die Theke und sagte: »Macht zwei Euro fünfzig.«

Mit dem Brötchen in der Hand setzte sich auf eine Bank mit Blick auf das Meer und das Strandhotel Kurhaus. Die Sonne brannte auf sie nieder. Verwirrt bemerkte sie, dass sie ihren Hut vergessen hatte. Doch bevor sie in diesem Zustand zurück ins Hotel kehrte, würde sie lieber noch zehn Fischbrötchen bei diesem Mieseperter kaufen.

Was in ihrer Heimat als unhöflich galt, ging hier offenbar als spröder Charme durch, dachte sie, während sie das Kurhaus betrachtete.

Es sah aus wie ein Schloss und passte mit seiner imposanten Glaskuppel gar nicht so richtig zum Rest der Insel, zumindest zu dem Teil, den sie bisher gesehen hatte. So wie sie. Aber sie hatte ja auch gar nicht vor, hierher zu passen – oder ihre Eltern durch passendere zu ersetzen. Sie wollte einzig und allein wissen, warum sie war, wie sie war. Warum sie auf so wackligen Beinen stand.

Ihren Anfang genommen hatte die Reise vor drei Wochen. Mit einem Picknick am Stadtstrand ihrer Heimatstadt Napier, bei dem sie kurzerhand ihren Freund nach zwei Jahren Beziehung aus einer spontanen Regung heraus verlassen hatte – wie schon all die anderen Freunde davor. Gefolgt von dem Entschluss noch am selben Tag, ihren Job als Bloggerin hinzuschmeißen. Wie schon zuvor eine Vielzahl an Jobs in diversen anderen Medienfirmen.

Helen wusste sich keinen besseren Rat, als bei ihren Eltern Zuflucht zu suchen. In Alex' und ihrer gemeinsamen Wohnung konnte sie nicht bleiben. Ja, so hart es auch war, sich das einzugestehen: Außer ihren Eltern gab es keine Konstante mehr in ihrem Leben. Nicht mal ein eigenes Zimmer. Und so stand sie mit sechsundzwanzig Jahren am Nachmittag ihrer frischen Trennungen in der Küche ihrer Eltern - ohne Job, ohne Freund, ohne Wohnung und nur mit zwei großen Taschen beladen. Ihr Blick wanderte nach draußen. Von jedem Fenster sah man das Wasser, das an diesem Tag in herrlichen Grün- und Türkistönen schimmerte. Dieser sich ständig ändernde Ausdruck hatte wie immer eine beruhigende Wirkung auf sie. Das weiß gestrichene Holzhaus auf dem größten Hügel der Stadt, der sanft zum Meer auslief, hatten ihre Eltern vor zwanzig Jahren gekauft. Auf dem Tisch brannte eine Kerze.

»Ist jemand da?«, rief sie.

Von oben hörte sie das Rauschen des Wasserhahns. Helen warf einen Blick auf die gerahmten Fotos an der Wand. Sie als Baby im Tragetuch vor dem Bauch ihrer Mum Vera; sie als Siebenjährige, die einem Pinguinbaby die Flasche gab, ihre Eltern und sie am Tag ihrer letzten Uniprüfung in Auckland, wie sie auf der Kaimauer saßen, nah beieinander. Helen hörte ihre Mum die Treppe hinunterkommen. Schon am Geräusch ihres Gangs wusste sie, dass sie es war, das leichte Schlurfen auf den Hacken. Für Helen hörte sich das Geräusch nach Zuhause an.

Nun saßen sie sich gegenüber, tranken eine Kanne Kräutertee, und ihre Mum ließ sie erzählen. In Veras Blick lag etwas Forschendes. Als sie fertig war, beugte sie sich vor und nahm Helens Hände: »Kann es sein, dass du verlässt, damit du nicht verlassen wirst?« Helen sah sie an wie vom Donner gerührt. »Das ist nichts weiter als eine kleine Sinnkrise«, protestierte sie. Aber ein Teil von ihr ahnte, dass ihre Mutter recht haben könnte. »Du sitzt dir selbst viel zu sehr im Nacken. Du musst vor nichts im